

AUSGABE ZUM 1. SEPTEMBER 2020

KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNIS-KIRCHE



MAGAZIN

125. JUBILÄUM DER KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNIS-KIRCHE



WWW.GEDAECHTNISKIRCHE-BERLIN.DE

DER HOFARCHITEKT FRANZ SCHWECHTEN

Kaiserlicher Gehilfe oder Meister seines Fachs?



Franz Schwechten
ullstein bild

„Franz Schwechten, in dessen Händen die monumentale Ausgestaltung der heute vollendeten Hohenzollernbrücke liegt, die in diesen Tagen in Anwesenheit des Kaiserpaars eingeweiht wird, ist zurzeit einer der hervorragendsten und erfolgreichsten Architekten der Gegenwart“, schreibt der Kölner Stadt-Anzeiger am 18. Mai 1911. „Besonders auf dem Gebiete des romanischen Stils ist er Meister, und die wuchtigen, in diesem Stile errichteten Türme und Tore der Brücke mit ihrer

Fülle von architektonischen Feinheiten zeugen für die Künstlerschaft des Erbauers.“ Als Hauptwerk des gebürtigen Kölners gilt die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in Berlin, eröffnet am 1. September 1895.

Aus Terrakotten aufgebaute Stirnwand machte Schwechten schlagartig berühmt

Schon zu Lebzeiten war Franz Schwechten umstritten. „Die Zeit, in die das Hauptschaffen

Schwechtens fällt, war nach heutigen Begriffen der Baukunst nicht eben günstig“, klagt die Kölnische Zeitung am 16. August 1924 in ihrem Nachruf auf den fünf Tage zuvor verstorbenen Architekten: „Sie klebte an alten Formen fest und suchte mit ihnen die neuen Aufgaben zu lösen, welche die Entwicklung der Technik und des Verkehrs stellten. Es ist da mancher unerquickliche Mischmasch und überlebter Romantik und Stimmungsmache mit neuzeitlichen Baugedanken zustande gekommen.“ Geprägt

haben Schwechten laut landläufiger Meinung die „großen kunstgeschichtlichen Eindrücke seiner Vaterstadt“, wie die Berliner Allgemeine Zeitung am 16. August 1924 anlässlich des Todes von Schwechten schreibt. Nach seiner Geburt am 12. August 1841 in Köln wohnte er an St. Katharinen 2, um schon bald in die Christophsgasse 2 direkt gegenüber St. Gereon umzuziehen. Nach Ende seiner Schulkarriere am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium 1860 begann Schwechten seine Karriere in der Waisenhaus-

gasse 35 beim damaligen Stadtbaurat Julius Raschdorff, der soeben den Gürzenich umgebaut hatte, Renovierungsarbeiten in den romanischen Kirchen St. Andreas und St. Gereon beauftragte und später Architekt des Berliner Doms sein sollte. Anschließend besuchte Schwechten die Bauakademie in Berlin und arbeitete bei Berühmtheiten wie August Stüler und Martin Gropius, um – zurück in Köln – von 1865 bis 1867 beim Königlichen Garnisons-Bau-

meister Hermann Pflaume, Gereonshof 2A, anzuheuern. Nach einer Italienreise zog er 1871 in das zur Reichshauptstadt gewordene Berlin, Lützowstraße 65, wo er die Leitung des Projektionsbüros für die Berlin-Anhalter Bahn übernahm. Deren Bahnhof weihten am 15. Juni 1880 Kaiser Wilhelm I. und Otto von Bismarck ein. Schwechten wurde schlagartig berühmt durch die im Renaissancestil aus rohen Ziegeln mit Terrakotten aufgebaute Stirnwand, die den Zeitgenossen geradezu futuristisch schien.

Verantwortlicher Baumeister und Vermittler kaiserlicher Wünsche

Fluch und Segen war für ihn die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, damals noch am Auguste-Viktoria-Platz. Der Enkel von Kaiser Wilhelm I. nahm am Bauwerk für seinen vergötterten Großvater derart Anteil, dass die Fachwelt spottete, Schwechten sei nur Erfüllungsgehilfe für die altertümelnden Ideen des Kaisers, der ständig höchstpersönlich auf der Baustelle auftauchte und viel Pomp verlangte – der höchste der fünf Türme überragte mit 113 Metern alle anderen Bauwerke der Stadt. Um die Kirche herum wünschte der Kaiser eine Art „Romanisches Forum“. Hofarchitekt Schwechten nickte verständnisvoll und erbaute an den spitzwinkligen Grundstücken gegenüber Hauptportal und Chor romanische Häuser, die gemäß kaiserlichem Wunsch „hochherrschaftliche“ Woh-

>>>



Zeichnung des Innenraums der Gedächtniskirche von Franz Schwechten

Gemalt: Curt Schreyer

Entworfen: Franz Schwechten
Berlin März 1893.

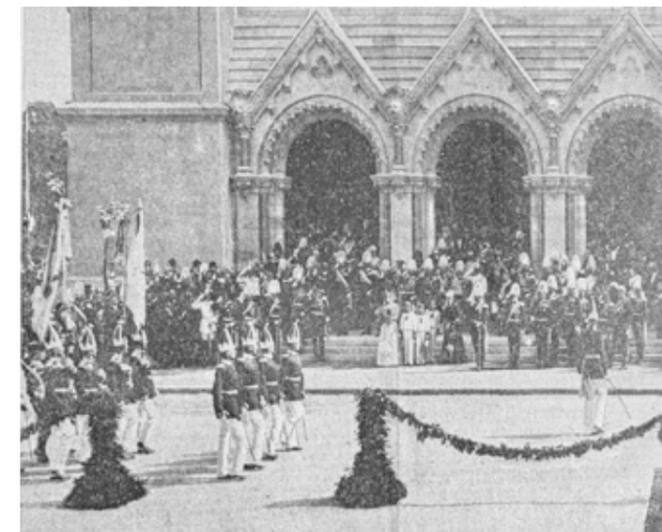
nungen enthielten – und später das berühmte Romanische Café. Die Kirche selbst „ist in Haustein in den Formen des romanischen Stiles der Rheinlande gehalten und soll mit den beiden ihr gegenüber gelegenen Profanbauten, die durch Schwechten den gleichen Stil und das gleiche Material erhalten haben, das Romanische Haus und das Romanische Kaffee, eine einheitliche Baugruppe bilden und an dem unglücklichen Sternpunkte, an dem die Kirche steht, retten, was nicht mehr zu retten ist“, erklärt die Deutsche Bauzeitung

1916. Weniger gnädig urteilt die Frankfurter Zeitung am 11. August 1911 über die „höfische Baukunst“ im wilhelminischen Berlin, vor allem das Areal um die Gedächtniskirche: „Für dieses ganze Viertel und seine romanisch-romantische Altertümelei ist Franz Schwechten der verantwortliche Baumeister, ist er zumindest der Vermittler gewesen, der die kaiserlichen Wünsche in den gefügigen Stein umsetzte; und auf ihn und seinen künstlerischen Ruf färbt dieses Experiment ab, das schon so viel kritisiert worden ist. Längst wissen wir,

dass wir Stilmoden aus ihrem natürlichen Milieu nicht einfach herausreißen und auf den Wunsch irgendeines gewöhnlichen oder ungewöhnlichen Sterblichen anderswo einpflanzen können.“ So sei die „Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche in ihrer erzwungenen Größe ohne jeglichen Reiz geblieben“, weshalb es zu bedauern sei, „dass just dieser Künstler, der bei jeder freieren und selbständigen Aufgabe, wie beim Anhalter Bahnhof, beim Berliner Bechstein-Saal, bei vielen geschmackvollen gotischen Backsteinkirchen,



Einweihung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche am 1. September 1895



Einweihung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche am 1. September 1895

seine hohe Schulung bewiesen hat, gezwungen wurde, diesen pseudoromanischen Stil von Berlin aus auch auf andere Städte zu übertragen.“

„Meisterwerke eines gereiften Künstlers“

Die Moderne war angebrochen, und darunter hatte der Hofarchitekt zu leiden. „Es ist nicht alles unbedingt zu loben, was von Schwechten ausging“, relativiert die Berliner Allgemeine Zeitung am 12. August 1911, „aber wenn man auf einer Seite gegen ihn Kritik freimütig anwenden will, verlangt es die Gerechtigkeit, dass man in ihm auf der anderen Seite auch den großen Künstler anerkennt,

der viel kann und mit starkem Willen Großes geschaffen hat“.

Der Geheime Baurat und Professor an der Bauakademie, der 1914 Präsident der Akademie der Künste geworden war, geriet nach seinem Tod 1924 schnell in Vergessenheit. Die Gedächtniskirche wurde im Zweiten Weltkrieg stark zerstört, vom Anhalter Bahnhof steht nur noch ein Fassadenfragment, vergangen ist die Philharmonie in Kreuzberg, und auch die Portalbauten der Hohenzollernbrücke und der Südbrücke in Köln, laut Kölner Stadt-Anzeiger vom 18. Mai 1911 „Meisterwerke eines gereiften Künstlers“ fielen dem Krieg zum Opfer.

ANSELM WEYER

INFORMATION

Dr. Anselm Weyer ist Literaturwissenschaftler. Er ist für den Berliner Architekturverlag DOM publishers tätig.

Sein Architekturführer über Köln erscheint im Oktober 2020 im selben Verlag.

DIE DEUTSCHEN UND IHRE MYTHEN

Die Imagination triumphiert über die Realität

Herfried Münkler setzt sich in seinem Buch „Die Deutschen und ihre Mythen“ unter anderem mit dem Mythos um Kaiser Barbarossa, Friedrich I. (1122 bis 1190), auseinander. Der Kaiser, aus dem

Adels-Geschlecht der Staufer, einte und erweiterte durch Kriegszüge das Heilige Römische Reich. In Italien erhielt er wegen seines rötlichen Bartes den Beinamen Barbarossa – Rotbart.

*Im Kyffhäuser-Berg, so besagt die Legende, soll Barbarossa schlafend auf die Einigung des Deutschen Reiches warten, die aber nun im Verständnis der Hohenzollern von ihrem Adelsgeschlecht vollendet werden wird. Kaiser Wilhelm I. wird in der damaligen Lyrik und Prosa in Anlehnung an Kaiser Barbarossa als *Barbablanca – Weißbart* betitelt.*

Nach dem Scheitern der Märzrevolution stellte sich mit großer Dringlichkeit die Frage, in welchen Grenzen das Reich wiederherzustellen sei. Sollte man die kleindeutsche oder die großdeutsche Lösung anstreben? Letztere sah die politische Vereinigung aller deutschsprachigen Gebiete vor, während sich erstere auf den Norddeutschen Bund und Süddeutschland von Bayern bis Baden beschränkte. Anders gesagt: Sollte die Einigung unter Einschluss oder Ausschluss Österreichs und der von Wien beherrschten Territorien erfolgen? Es ging also nicht nur darum, wer die Kaiserkrone tragen sollte, Habsburger oder Hohenzollern, sondern

um die Alternative zwischen einem Nationalstaat oder einem multinationalen Gebilde mit Anspruch auf die politische Hegemonie über Europa.

Die großdeutsche Lösung konnte sich als Wiedererrichtung des mittelalterlichen Kaisertums in seiner glänzenden Form feiern, während die kleindeutsche Lösung ohne geschichtliche Anleihen auskommen musste. Zeitweilig hatte es folglich den Anschein, der Barbarossa-Mythos werde in dem Maße verblasen, wie sich die Waage zugunsten Preußens und der Hohenzollern senkte. Als die Frage der groß- oder kleindeutschen Reichsgründung mit dem preußischen Sieg bei Königgrätz definitiv entschieden war, betraf das auch das Schicksal Barbarossas. Das wird in Georg Herweghs Gedicht „Schwabenkaiser“ deutlich:

„Wie kommt’s, daß man zu Königgrätz dich, Kaiser, nicht zu Roß sah?
Von Moltke hört ich und von Rheetz,
Doch nichts von Barbarossa.

Sechshundert Jahr zu harren dein,
War leeres Stroh gedroschen,
Ich geh’ zum Nationalverein
Mit dreißig Silbergroschen.

Ich will mir einen neuen Herrn
Statt meines alten kaufen;
Zum Kaiser hab’ ich grad’ so gern
Die Zollern wie die Staufer.“

Mit der Gründung des Deutschen Reichs im Januar 1871 ist das Spannungsverhältnis zwischen Stauern und Zollern also keineswegs verschwunden. Als Wiederkehr des Kaisers war sie allerdings nur vordergründig zu begreifen. Einige Autoren mochten in ihrem Überschwang das neue Kaiserreich ganz in der Tradition des alten sehen; es unterschied sich von ihm aber nicht nur in der Weite seiner Ausdehnung, sondern auch durch den bewussten Verzicht auf jede religiöse Legitimation. Keiner hat das schärfer gesehen als Gustav Freytag: „Vom Pfaffen eingerichtet, durch Pfaffen geweiht und verpfuscht, war sie [die Kaiserwürde] ein Gebilde des falschesten und verhängnisvollsten Idealismus, welche je Fürsten und Völkern den Sinn verstört, das Leben verdorben hat. Schwer hat unsere Nation die innerlich unwahre

Idee gebüßt, Jahrhunderte der Schmach und des politischen Verfalls sind aus ihr hervorgegangen.“

Distanz zur Politik Friedrich Barbarossas

So diente denn die Ansippung des Zweiten an das Erste Deutsche Kaiserreich zunächst nur dazu, dem nüchternen Beamten- und Militärstaat Preußen etwas geschichtlichen Glanz zu verleihen; in seiner praktisch-politischen Orientierung blieb das neue Reich gegenüber dem der Stauer deutlich auf Distanz. Das war schon ein Gebot der Klugheit, wollte man sich in Europa nicht isolieren: Die von Bismarck ausgegebene Formel, das Deutsche Reich sei politisch saturiert, hatte die Funktion, alle anderslautenden Warnungen und Befürchtungen der Nachbarn zu zerstreuen. Auch damit ging man auf Distanz zur Politik Friedrich Barbarossas, dessen Kanzlei die anderen europäischen Könige als *reguli* (Königlein) oder *reges provinciales* (Provinzkönige) tituliert hatte. Zugleich hatte sie erstmals das Reich als *sacrum imperium* (Heiliges Reich) bezeichnet und ihm so eine Sakralität verliehen, mit der sich eine Oberhoheit gegenüber den anderen Königreichen beanspruchen ließ.

Das hatte für Misstrauen gesorgt und die Deutschen eher unbeliebt gemacht: „Wer hat die Deutschen zu Richtern der Nationen bestellt?“, hatte Johann von Salisbury damals gefragt. „Wer hat die-

>>>



Max Seliger: Entwurf für ein Mosaik zum Vorraum der Kaiserloge der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche: Barbarossas Erwachen im Kyffhäuser, 1902

sen plumpen und wilden Menschen das Recht gegeben, nach Willkür einen Herrn über die Häupter der Menschenkinder zu setzen?“ Bismarck wollte unter allen Umständen verhindern, dass irgendjemand diese Frage erneut stellte.

Auseinandersetzungen zwischen Reich und Kirche, Kaiser und Papst

Dementsprechend fiel auch die von der nationalliberalen Mehrheit getragene Reichstagsadresse aus, mit der das Parlament auf die Thronrede Wilhelms antwortete. Man erteilte der Tradition des ottonischen, salischen und staufischen Reichs eine entschiedene Absage und nahm für sich einen politischen Neubeginn in Anspruch: „Auch Deutschland hat einst, indem die Herrscher den Überlieferungen eines fremdländischen Ursprungs folgten, durch Einmischung in das Leben anderer Nationen die Keime des Verfalls empfangen. Das neue Reich ist dem selbsteigenen Geiste des Volkes entsprungen, welches nur zur Abwehr gerüstet, unwandelbar den Werken des Friedens ergeben ist.“ Die politische Konsequenz lautete: „In dem Verkehr mit fremden Völkern fordert Deutschland für seine Bürger nicht mehr als die Achtung, welche Recht und Sitte gewährleisten, und gönnt, unbeirrt durch Abneigung oder Zuneigung, jeder Nation die Wege zur Einig-

keit, jedem Staate die beste Form seiner Gestaltung nach eigener Weise zu finden.“ Um jeden Zweifel an dieser Position zu zerstreuen, trat der Sprecher der Nationalliberalen, Rudolf von Bennigsen, ans Rednerpult und malte die Folgen einer Politik, wie Barbarossa und sein Kanzler Rainald von Dassel sie betrieben hatten, in düsteren Farben aus: Die Auseinandersetzungen zwischen Reich und Kirche, Kaiser und Papst haben „eine ungemessene Folge blühender Geschlechter deutscher Jugend gezwungen [...], ihr Leben zu lassen in den italienischen Gefilden, mit allem Verderben, welches dadurch für das äußere und innere Leben des italienischen wie des deutschen Volkes entstanden ist“, und gerade die mächtigsten Kaiser hätten sich um Deutschland nicht gekümmert, „in langen Regierungsjahren Deutschland kaum betreten“ und „ihren Nachfolgern Deutschland durch den Bürgerkrieg und ewige Fehden verwüstet und zerrissen“ hinterlassen.

Der Mythos triumphierte über die Realpolitik

Das kaiserliche Streben nach der Weltmacht, so die übereinstimmende Position von Nationalliberalen und Freisinnigen, habe den inneren Zwist in Deutschland aufkeimen lassen und dadurch dessen Macht zertrümmert. Ausdrücklich wird in diesem Zusammenhang Heinrich der

Löwe erwähnt, der sich nur deshalb gegen den Kaiser gewandt habe, weil Friedrich den Schwerpunkt seiner Politik außerhalb Deutschlands gesucht habe. Schon aus zwei realpolitischen Gründen wollte man sich Friedrich Barbarossa nicht zum Vorbild nehmen: Zum einen sollten die anderen Staaten nicht in eine Einheit gegen das Reich getrieben werden, zum anderen wollte man den Königs- und Fürstenhäusern innerhalb des Reichs keinen Anlass geben, sich an der Politik Heinrichs des Löwen zu orientieren. Die meisten Mitglieder des ersten Reichstags brauchte man nicht daran zu erinnern, wie beschwerlich der Weg zur Reichsgründung gewesen war. Für sie war das Schreckbild innerer Konflikte, das Bennigsen heraufbeschwor – imperiale Machtentfaltung nach außen und Bürgerkrieg im Innern –, ein durchaus realistisches Szenarium, daher sahen sie keinen Grund, Wilhelm als den wiedererstandenen Friedrich zu feiern.

Die Gegenposition dazu vertrat am entschiedensten der Zentrumsabgeordnete Ludwig Windthorst: Auch er beklagte zunächst die Unterdrückung anderer Völker, die Romzüge und vor allem die inneren Konflikte in der Kaiserzeit des Mittelalters. „Nichtsdestoweniger bin ich aber der Meinung, daß, wenn die Herstellung von ‚Kaiser und Reich‘ in der deutschen Bevölkerung einen Anklang

fand, die Erinnerungen an jene Zeit, Erinnerungen, die im Volke nicht untergehen, es waren, welche das bewirkten [...].“ Aus dem nüchternen Betrieb moderner Staatlichkeit sei diese Unterstützung nicht zu gewinnen; sie erwachse aus einer Poesie, die „eine tiefe Saite des deutschen Charakters“ zum Schwingen bringe. Damit hatte Windthorst den Punkt getroffen, an dem sich politische Imagination und Realpolitik voneinander trennten: Es mag gute Gründe dafür gegeben haben, dass das neue Kaiserreich zu seinem mittelalterlichen Vorläufer Distanz hielt, aber gegenüber dem Ansturm literarischer Ergüsse, in denen Wilhelm und Friedrich, Hohenzollern und Hohenzollern, miteinander verbunden wurden, war diese Distanz nicht aufrechtzuerhalten. Der Mythos triumphierte über die Realpolitik. Felix Dahn machte mit dem Gedicht „Macte Imperator“, das wenige Wochen nach der Reichsgründung erschien, den Anfang:

„Heil dir, greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Der du Frankreich niederzwangst!

Heil dir, greiser Imperator,
Barbablanca, Triumphator,
Retter du des Vaterlands.“

Mit dem Beinamen Barbablanca, Weißbart, hatte Dahn Kaiser Wilhelm als wiedergekehrten Rotbart, Barbarossa, identifiziert, und gegen dieses Bild kam keine noch so wohlbedachte Realpolitik an. Dahns Gedicht steht am Anfang einer Bahn, die am Ende des Jahrhunderts die Verbindung zwischen Staufern und Zollern, Friedrich und Wilhelm, Rotbart und Weißbart in Denkmalform bringen sollte.

Kaisertitel und Reichsgedanken ein eigenes Gewicht gegeben

Freilich hatten bereits bei der Reichsgründung politisch relevante Kräfte gegen Bismarck, den Kaiser und die Reichstagsmehrheit auf der Ansippung des neuen an das alte Kaiserreich bestanden, und das waren keineswegs nur Zentrumspolitiker um Windthorst, sondern eine Gruppe, die vom Kronprinzen Friedrich selbst angeführt wurde. Friedrich fühlte sich

nicht mehr, wie noch sein Vater, zunächst als preussischer König, der obendrein die deutsche Kaiserkrone trug; er wollte dem Kaisertitel und dem Reichsgedanken ein eigenes Gewicht geben. Das alles spielte dann in der kurzen Zeit von drei Monaten, während deren er deutscher Kaiser war, keine Rolle mehr, hatte er doch den Thron bereits todkrank bestiegen. Aber sein Sohn Wilhelm II. teilte Friedrichs Standpunkt. Bei der Enthüllung des Kaiser-Friedrich-Denkmal in Aachen erklärte er, sein Vater habe ihm eingeschärft: „Die Macht des Reiches muß wiedererstehen, und der Glanz der Kaiserkrone muß wieder aufleuchten. Barbarossa muß aus dem Kyffhäuser wieder erlöst werden!“ Die Entlassung Bismarcks als Reichskanzler war sicherlich nicht auf die Meinungsverschiedenheiten in dieser Frage zurückzuführen, aber die hätten zweifellos an Gewicht gewonnen, wenn Bismarck Reichskanzler geblieben wäre.

HERFRIED MÜNKLER

INFORMATION

Prof. Dr. Herfried Münkler ist Politikwissenschaftler und war bis zu seiner Emeritierung Lehrstuhlinhaber an der Humboldt-Universität zu Berlin.
Textauszüge aus: „Die Deutschen und ihre Mythen“, Rowohlt Verlag, 2018



Ziegel in der Ruine des Alten Turms

DASS WIR UNS EINEN NAMEN MACHEN?

Der Bau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche und die „soziale Frage“

Steine erzählen Geschichten. Auch die Steine, aus denen die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche gebaut worden ist. Die Ausführung ihrer Fassade in Tuffstein war nur die äußere Hülle für den im Inneren des Alten Turms heute noch gut sichtbaren Kern des Bauwerks aus Ziegelsteinen. Fünf Millionen von ihnen sind in der Gedächtniskirche verbaut worden. Gefertigt wurden sie wohl in den vielen Ziegeleien rund um Berlin. Auch nach der Erfindung des Ring-Brennofens Mitte des 19. Jahrhunderts blieb ihre Herstellung eine

mühevollere Arbeit. Der Ton wurde in Gruben abgebaut und aufbereitet, zu Ziegeln geformt, getrocknet und gebrannt. Die fertigen Ziegel mussten schließlich aus den engen Öfen herausgeschafft und verladen werden, damit aus ihnen die rasch wachsende Stadt gebaut werden konnte. Für fünf Millionen Ziegelsteine haben sich viele Rücken gebeugt, wurden viele Hände schmutzig, rau und rissig, noch bevor die Steine auf den Baustellen ankamen. Der Monatslohn eines Arbeiters betrug gegen Ende des 19. Jahrhunderts

etwa 50 bis 60 Mark. Und die Frage, wie mit dem geringen Verdienst der Lebensunterhalt bestritten werden konnte, stellte sich gerade in den rasch wachsenden Städten in besonders drängender Weise. Es war die später zum Begriff gewordene „soziale Frage“.

Eine Antwort auf diese Frage, die Kirche und Gesellschaft in gleicher Weise bewegen musste, war die Gründung des „Evangelischen-Kirchlichen Hilfsvereins“. Unter der Schirmherrschaft der Kronprinzessin und späteren Kaiserin Auguste Viktoria im Mai 1888 gegrün-

det, sollte der Verein mithelfen, eine Antwort auf die soziale Frage zu geben. Die Kaiserin selbst versichert in einem Brief zur ersten Jahresversammlung des Vereins: „Nach Kräften werde ich bemüht sein, der Arbeit des Glaubens und der Liebe, die in unserem Volke zur Linderung des äußeren und inneren Elends bereits geschieht, mich dienend und anregend anzuschließen, um meine Pflicht gegen Gott und Menschen zu erfüllen. Möchte allen verneinenden und zersetzenden Tendenzen gegenüber unsere gemeinsame

Arbeit auf dem Grunde des göttlichen Wortes und in treuer Nachfolge unseres Herrn dazu gesegnet sein, Wunden zu heilen, Barmherzigkeit zu üben, Frieden zu stiften und so das Böse mit Gutem zu überwinden.“

Mosaik in mühevoller Handarbeit an Gewölben angebracht

Wie im politischen Bereich die von Bismarck begründete Sozialgesetzgebung sollte auch der Hilfsverein dazu beitragen, die besonders in der Zeit der „Sozialistengesetze“ manifest gewordene Spaltung der Gesellschaft zu überwinden. Recht schnell entstand aber aus der Baukommission des Hilfsvereins der „Evangelische Kirchbauverein“. Sein prominentestes Projekt war der Bau einer Kirche im Berliner Westen – die spätere Gedächtniskirche. 1890 wurden ihre Baukosten noch auf 650 000 Reichsmark, die Kosten für die innere Einrichtung auf 200 000 Reichsmark veranschlagt. Zwei Jahre später war man schon bei 2,3 Millionen Reichsmark Baukosten und einer Million für die Innenausstattung. Reichlich fließende Spenden und Stiftungen führten dazu, dass bis zur endgültigen Fertigstellung der Innenausstattung insgesamt 4,8 Millionen Reichsmark verbaut werden konnten. Und auch verbaut wurden – von Menschen, die für den besagten durchschnittlichen Monatslohn von 60 Reichsmark Ziegel brannten, auf Gerüsten standen und in unendlich mühseliger Handarbeit die

ben und Wänden anbrachten. Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche war irgendwann fertig, dieses so prestigeträchtige Gebäude, „dessen Name an den Fürsten mahnt, welcher seine glorreiche Krone und sein wunderbar bewegtes Geschick aus Gottes Hand nahm, welcher es feierlich aussprach, dass unserem Volke die Religion erhalten bleiben müsse“ (aus der Stiftungsurkunde der Stiftung Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche) und das die Kaiserkrone als Schlussstein ihres 113 Meter hohen Hauptturms trug. Die Kirche war fertig – aber ihr Bau war auch zu einem Symbol dafür geworden, wie himmelweit sich in dieser Zeit die Kirche von bestimmten gesellschaftlichen Schichten und Milieus entfernt hatte. Ob der Bau von Kirchen eine richtige Antwort auf die soziale Frage war, ob auf diese Weise „dem Volk die Religion erhalten bleiben“ würde, war schon damals und auch von kirchlicher Seite umstritten. Die Menschen mit den rauen und rissigen Händen waren am Bau der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche und anderer Kirchen besonders in Berlin beteiligt. Es ist aber fraglich, ob sie die von ihren Händen gebauten Kirchen nach der Fertigstellung jemals betreten haben. Heute sind in der Ruine des Alten Turms die Ziegelsteine wieder gut zu sehen. Sie erinnern mich an den anderen

Turm aus Ziegeln, in Raum und Zeit weit entfernt von Berlin am Ende des 19. Jahrhunderts und auch von unserer Gegenwart – und doch gar nicht so weit entfernt. Für den Turmbau zu Babel mussten sich viele Rücken beugen, um Ziegel zu streichen, zu brennen und zu tragen. Damit einige wenige Menschen sagen konnten: „Wohlauf, lasst uns eine Stadt und einen Turm bauen, dessen Spitze bis an den Himmel reiche, dass wir uns einen Namen machen“ (Gen 11,4). Der Ausgang dieser Geschichte ist bekannt. Das Ergebnis dieses Bauprojekts war eine halbfertige Ruine und die Aufspaltung der Menschheit in verschiedene Gruppen, die einander überhaupt nicht mehr verstehen konnten.

Turmruine mahnt selbstkritische Überprüfungen an

Leider nicht erhalten hat sich die Einsicht, dass prestigeträchtige Bauprojekte nicht unbedingt das geeignetste Mittel sind, um den sozialen Zusammenhalt zu fördern.

KATHRIN OXEN

Dass der himmelhohe Turm der Gedächtniskirche nur wenige Jahrzehnte später zur Ruine geworden ist, hatte andere Gründe als damals in Babel. Aber diese Turmruine erinnert eben nicht nur an die Schrecken des Krieges, sondern auch daran, dass wir Menschen die Motive unseres Handelns durch alle Zeiten hindurch selbstkritisch überprüfen müssen, damit sich unsere guten Absichten nicht ins Gegenteil verkehren. Um zu tun, was sich einst die Kaiserin Auguste vorgenommen hatte, um „Wunden zu heilen, Barmherzigkeit zu üben, Frieden zu stiften und so das Böse mit Gutem zu überwinden“ gibt es viele Orte und viele Gelegenheiten – mitten in unserer Stadt und mitten in unserer Gesellschaft.

INFORMATION

Kathrin Oxen ist seit 2018 Pfarrerin der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche. Zuvor hat sie als Pfarrerin in Mecklenburg gearbeitet und war Leiterin des Zentrums für evangelische Predigtkultur der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD).



16

ERINNERUNGEN

Möchten Sie Ihre Erinnerungen an die Gedächtniskirche teilen?

Senden Sie uns Ihre Fotos und Postkarten von der Gedächtniskirche zu!

Die auf diesen Seiten abgebildeten Postkarten stammen aus dem Bestand des Bezirksmuseums Charlottenburg-Wilmersdorf sowie aus dem Bestand der Architekturfotografin Mila Hacke. Gerne können auch Sie uns Ihre Geschichten rund um die Gedächtniskirche erzählen.

Die Zusendungen werden, auch in Kooperation mit dem Museum Charlottenburg-Wilmersdorf, zugänglich gemacht.



BITTE NEHMEN SIE KONTAKT AUF MIT DER STIFTUNG

STIFTUNG KAISER-WILHELM-GEDÄCHTNISKIRCHE:

LITZENBURGER STRASSE 39
10789 BERLIN

TELEFON: 030 / 21 01 86 08
FAX: 030 / 217 60 90

E-MAIL: STIFTUNG@GEDAECHTNISKIRCHE-BERLIN.DE

WWW.STIFTUNG-GEDAECHTNISKIRCHE.DE



17



DAS ROMANISCHE CAFÉ

Nationalversammlung der Intelligenz



Postkarte
Gedächtniskirche,
Romanisches Café,
1930er Jahre

Das Café Arco in Prag, das Griensteidl oder Central in Wien, das Greco in Rom, das Le Deux Magots oder Le Dôme in Paris – in diese Aufzählung illustrier europäischer Künstlercafés gehört ohne Zweifel auch das Berliner Romanische Café, das seine Blüte in der Weimarer Republik erlebte. Immer wieder wird das Romanische Café in den 1920er und 1930er Jahren als zentrale Anlaufstelle der Intelligenz beschrieben, darüber hinaus ist es Schauplatz in einer Vielzahl von Erzählungen und Romanen.

Über das Romanische Café (RC) zu berichten, ohne das

Café des Westens (CdW) zu erwähnen, wäre nur die halbe Geschichte. Zumal beinahe alle späteren Berichte über das RC das CdW als Bezugspunkt haben. 1893 eröffnet, war das CdW eines der ersten Cafés am Kurfürstendamm, welches schnell zu einem besonderen Künstlertreff, ja, zum Bohème-Tempel schlechthin avancierte. Künstlerinnen und Künstler aller Couleur gingen ein und aus oder vielmehr nie wieder raus, wie es zum Beispiel in einem Roman Leonhard Franks heißt: „Das war Berlin, als Michael im Herbst 1910 am Anhalter Bahnhof aus dem Zug stieg. Er ging das erste Mal ins Café des Wes-

tens, das er erst fünf Jahre später wieder auf längere Zeit verließ.“ Maler, Literaten, Musiker und Vertreter der darstellenden Kunst. Die beiden wichtigsten Zeitschriften des deutschen Expressionismus – „Der Sturm“, herausgegeben von Herwarth Walden, und „Die Aktion“, herausgegeben von Franz Pfemfert – wurden hier gegründet, ebenso das erste deutsche Kabarett nach Pariser Vorbild mit dem ironisierenden Namen „Das Überbrettel“. Kurz: eine Stätte brodelnden Geistes.

Als der Besitzer 1913 das alte CdW renovieren ließ und zeitgleich im benachbarten

Haus Wien das neue CdW eröffnete, vermieden die Künstler es allmählich, das Café zu besuchen. Die Stammbesucherin Else Lasker-Schüler berichtet, der Café-Inhaber habe ihr Hausverbot erteilt, weil sie nicht genug verzehre. Sie rief zum Boykott auf, dem viele folgten.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde schließlich das Romanische Café am damaligen Auguste-Viktoria-Platz, direkt gegenüber der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche, zum Treffpunkt zahlreicher Künstlerinnen und Künstler. Café und Kirche hatten aber noch mehr gemein: Architekt Franz Schwechten realisierte sowohl das Gotteshaus als auch das Haus gegenüber der Apsis im neoromanischen Stil. Geistig standen die Gäste des RC dem Wilhelminismus allerdings fern. Im 1901 vollendeten Gebäude existierte das RC bereits seit 1902. Von einer großzügig angelegten und überdachten Terrasse vor dem Haus ging es in einen saalartigen, verspiegelten Hauptraum, von dem ein kleinerer Raum

abging, ebenso eine Galerie. Als später die Kulturschaffenden Einzug hielten, verteilten sie sich hierarchisch in dieser Struktur: Die Terrasse wurde den Touristen überlassen, die Galerie war den Schachspielern vorbehalten, während sich im Hauptraum die „Nichtschwimmer“ (Nicht-Arrivierte) tummelten in der Hoffnung, irgendwann zu den „Schwimmern“ (Arrivierte) im elitären Nebenraum zu gehören.

Zweiklassengesellschaft und florierender Handel

Das markiert einen markanten Unterschied zwischen RC und CdW. In Letzterem wäre eine solche Zweiklassengesellschaft, wie sie im Romanischen vorherrschte – hier die Erfolgreichen dort die Suchenden –, unvorstellbar gewesen. Dort konnten alle überall Platz nehmen, sich einbringen, Gehör finden. Führte man im CdW endlose Gespräche und zuweilen hitzige Diskussionen – siehe Leonhard Frank –, plante und realisierte Projekte oder ver-

warf sie wieder, so war das Hauptgeschäft im RC eher der Handel. Hier wurden Verträge geschlossen, Engagements vergeben, Übersetzungsaufträge erteilt und Kontakte geknüpft. Ein Marktplatz des Geistes. Erich Mühsam schreibt dazu 1928 in seiner Autobiografie: „Die Meinungsborse im Romanischen Café wird im Ernst wohl niemand als den Sammelplatz freier Geister, aus Protest Entwurzelter und freiwillig Abseitiger ansehen, der das alte 'Café des Westens', das Münchener 'Café Stephanie', das 'Café du Dome' in Paris und das 'Café Landolt' in Genf gekannt hat, wenn auch der Schatten der einstigen Bohème in der Gestalt meines lieben alten John Höxter aus Erwerbegründen noch Abend für Abend, ein Gruß vergangener Kulturen, durch das Industriegebiet der Intelligenz an der Gedächtniskirche geistert.“ Die Industrialisierung, so muss man diesen oft zitierten Satz von Mühsam lesen, entspricht einer Kommerzialisierung.

>>>

Foto
Romanisches
Café,
Datierung
unbekannt



Entweder ein Ausweis oder die Möglichkeit der leeren Tasse

Auch der sogenannte Ausweis wäre im Café des Westens nicht denkbar. Als Folge von anhaltendem Nicht-Konsum erhielt der Delinquent ein Kärtchen, den „Ausweis“, worauf die nachdrückliche Bitte formuliert war, seine geringe Zeche augenblicklich zu bezahlen und das somit erteilte Hausverbot stillschweigend und sofort zu befolgen. Der Einlasskellner, ein gewisser Herr Nietz, hinderte solche Ausweis-Träger streng am späteren Betreten des Lokals. Laut dem RC-Biographen Georg Zivier gab es aber immerhin folgende Möglichkeit: Wer nicht einmal die 50 Pfennig für das billigste Angebot hatte, konnte sich für einen Groschen vom Kellner eine leere Tasse bringen lassen. So hatte man

eine Zeit lang Ruhe; ein gewisser Schein wurde gewahrt.

Auf der anderen Seite gab es die berühmte Schnorrerkaste, die schon vorher im CdW eine Art Gewerbebetrieb. John Höxter oder Anton Kuh wären hier zu nennen. Täglich streiften sie im Café umher, um an diesem oder jenem Tisch nach einem Obolus zu fragen. Mit einigen Stammgästen machten sie einen Deal: Diese überreichten ihnen zwei oder mehrere Markstücke und wurden für den Rest des Tages in Ruhe gelassen. John Höxter verfasste 1929 die Denkschrift „So lebten wir! 25 Jahre Berliner Bohème“. Darin finden sich Beschreibungen von Café-Bewohnern und Gedichte über sie. Bebildert mit Konterfeis der Gäste, allesamt von Höxter geschaffen. Anton Kuh ließ sich seine scharfen, seinem äußerst informierten und geistreichen Kopf entsprungene Bonmots, von den Zuhörenden entgelten.

Die Welt weiß am Ende gar nicht mehr, wer Richard ist?

Wie in anderen Cafés der Zeit gab es auch im RC einen Kellner, der die Hoheit über die ausgelegten Zeitungen hatte. Joseph Roth widmete einst dem Zeitungskellner des Café des Westens, dem roten Richard, eine elegischen Ehrerbietung. In dem Beitrag geht es wiederum um das Verhältnis CdW und RC. „Was?! Die Welt weiß am Ende gar nicht mehr, wer Richard ist? Richard, der Zeitungskellner aus dem Café des Westens? Richard, der seinen Buckel trug, als körperliches Abzeichen geistiger Würde, den Buckel als das Signalement der Weisheit und Romantik [...] Er war rothaarig. Er war eigens erfunden vom literarischen Beirat des lieben Gott und vom Pressechef des Himmels zum Zeitungskellner ausersehen. Er sah Generationen von Literaten kommen und gehen. Sie verschwanden in Gefängnissen und Ministerstühlen. Sie wurden Revolutionäre und Attachés. Und sie blieben ihm alle Geld schuldig. Er wußte den Weg, den sie machen würden, kannte den Stil, den sie schrieben. Wußte, wo sie nachgedruckt worden waren und erzählte es ihnen. Er reichte ihnen die Zeitung mit der Nachricht, gewissermaßen die Botschaft mit der Schale. Und wenn sie unbekannt waren – er förderte sie [...] Dann verschwand Richard, und es dauerte eine Weile, ehe er im Romanischen Café auftauchte. Wer weiß, wieviel Schmerz er da emp-

Karikatur aus dem „Buch von Berlin“ (1927), herausgegeben von Eugen Szatmári



Romanisches Café, Berlin W 20

Postkarte Romanisches Café, 1930er Jahre

funden hat, als er in seine Heimat kam als Gast und Fremdling! Zeitungen fordernd, statt sie zu vergeben?!”

Stolperstein für John Höxter vor dem ROCA

Wollte man alle berühmten Gäste des RC aufzählen, stünde man vor einer endlosen Aufgabe, auch sind die Schilderungen in Erzählungen und Romanen sowie in biografischen Schriften ohne Zahl. Anekdoten über die Bewohnerinnen und Bewohner des RC werden bis heute immer wieder gesammelt und aufgelegt. Géza von Ciffra

berichtet in seinem Erinnerungsbuch „Der Kuh im Kaffeehaus“ von einem Dr. Doter, der akribisch ein regelrechtes Archiv aufbaute, gefüllt mit geistreichen und witzigen Schilderungen der Gespräche im Café. Die Café-Bewohner nannten diesen Sammler den „Anekdoterich“. So reicht die Fama des RC durch viele Belege in der Literatur bis in die heutige Zeit.

Das Gebäude, in dem das Café residierte, wurde dagegen bei einem Luftangriff 1943 stark beschädigt und in den 50er Jahren abgerissen. 1965 wurde an dieser Stelle

das Europa-Center eröffnet, darin existierte eine Neuaufgabe des Romanischen Cafés. Ein drittes Café trug seit 2012 im neu erbauten Walldorf-Astoria den Namen Romanisches Café, mittlerweile umbenannt in ROCA. Vor diesem Lokal wurde ein Stolperstein für John Höxter (gedemütigt/entrechtet/Flucht in den Tod) eingelassen: Historisch gesehen am falschen Ort, aber doch irgendwie stimmig, weil etwa in der geografischen Mitte zwischen CdW und RC.

SEBASTIAN JANUSZEWSKI

INFORMATION

Sebastian Januszewski ist Mitarbeiter am Literaturhaus Berlin und veranstaltet regelmäßig literarische Führungen.

- Literaturhinweise
- Leonhard Frank: „Links, wo das Herz ist“, 1952
- Else Lasker-Schüler: „Gesichte. Essays und andere Geschichten“, 1913
- Erich Mühsam: „Unpolitische Erinnerungen“, 1949
- John Höxter: „So lebten wir! 25 Jahre Berliner Bohème“, 1929
- Georg Zivier: „Das Romanische Café“, 1965
- Joseph Roth: „Berliner Saisonbericht. Unbekannte Reportagen und journalistische Arbeiten 1920-1939“, 1984
- Géza von Ciffra: „Der Kuh im Kaffeehaus“, 1981



Mosaik aus der Gedenkhalle der Gedächtniskirche

EINE SPURENSUCHE

Glasmosaiken aus Neukölln-Rixdorf

Das Waldorf Astoria in New York, die Kathedrale in St. Louis, der goldene Saal im Rathaus in Stockholm, in dem alljährlich das Gala-Dinner aus Anlass der Nobelpreisverleihung stattfindet, oder eben die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche: Sie alle sind mit Glasmosaiken der Firma Puhl & Wagner aus Neukölln-Rixdorf ausgestattet.

1889 gründeten der Kaufmann August Wagner und der Chemiker Fritz Puhl ihr Unternehmen in Neukölln. 1904 bezogen sie ein Fabrikgebäude, das der Kölner Architekt der Gedächtniskirche, Franz Heinrich von Schwechten, errichtet hatte. Prunkstück der Firma war der mit Mosaiken verkleidete Schornstein der Glasschmelze. Puhl & Wagner boten Mosaiken an, die nach italienischem Vorbild gestaltet waren. Sie müssen auch Kaiser Wilhelm II. fasziniert haben, denn er erließ eine Anordnung, nach der neue Kirchen mit Mosaiken auszustatten seien.

Links die älteren Hohenzollern, rechts die jüngeren

Im Bildprogramm der heutigen Gedenkhalle im Alten Turm der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche sind die Hohenzollern zu sehen, die sich unter der Deckenfigur des Christus Pantokrator zum himmlischen Abendmahl versammeln. Links die älteren Hohenzollern, rechts die jüngeren. Dort mittig im Herminmantel Kaiser Wilhelm I.,

dem die Gedächtniskirche von seinem Enkel, Kaiser Wilhelm II., gewidmet wurde.

Direkt in der ehemaligen Eingangshalle der Kirche, der sogenannten Ruhmeshalle, befindet sich dieses Wand-Mosaik. Den kompletten Mosaikschmuck dort und in den beiden Treppenaufgängen hat die Kölner Fabrikantenwitwe Laura von Oelbermann finanziert. Für ihr Engagement wurde sie mit dem Wilhelm-Orden ausgezeichnet, einer Ehre die nur 66 Personen im Kaiserreich zuteilwurde. Ihre Stiftertafel ist in der Gedenkhalle genauso zu sehen wie die Tafel von Puhl & Wagner. Rund 3000 Quadratmeter Mosaikgestaltung befanden sich in der alten Gedächtniskirche, entworfen von den Künstlern Ernst Pfannschmidt, Herrmann Schaper und Max Seliger.

Spurensuche an anderen Orten in Berlin lohnt sich

Die Glasmosaiken der Firma Puhl & Wagner sind in der Gedenkhalle der Gedächtniskirche im Alten Turm heute nur noch in Teilen erhalten. Aber eine Spurensuche an anderen Orten in Berlin kann sich lohnen. Ganz in der Nähe der Kirche liegt so eine Spur: Vor der Treppe in den 1. Stock des Literaturhauses Berlin in der Fasanenstraße 23 ist eine Art Eingangsbogen zu entdecken. Der Mosaikbogen war lange Zeit unter Putz versteckt. Vermutlich hat das kaisertreue

>>>

Mosaik aus der Gedenkhalle der Gedächtniskirche



Ehepaar Hildebrandt, dem die Villa in der Fasanenstraße 23 gehörte, den Bogen von der Firma Puhl & Wagner anfertigen lassen. Weitere groß ausgeführte Mosaike umrahmen die Portale des Berliner Doms, der Emmauskirche in Kreuzberg und der Immanuelkirche im Prenzlauer Berg.

Auch bei anderen Profanbauten als der Hildebrandt-Villa lassen sich die Mosaike der Firma aus Neukölln entdecken: Der Schriftzug AEG ist so ein Beispiel. Er ist vor dem Gebäude der Allgemeinen Elektrizitäts-Gesellschaft im Wedding am sogenannten Beamtentor angebracht. Das Gebäude ist ebenfalls von Franz Heinrich Schwechten erbaut worden. Den U-Bahnhof Richard-Wagner-Platz in Charlottenburg schmücken Opern-Szenen. Kleine Embleme sind auf der Oberbaumbrücke zwischen Kreuzberg und Friedrichshain zu finden. Im Grunewald gibt es am Haus Königsallee 15 das Mosaik „Aufbruch zur Jagd unter Kurfürst Joachim II. vom Jagdschloss Grunewald“, das sich ehemals an der Hohenzollerndammbrücke befand. Und der Grunewaldturm, der ebenfalls von Franz Heinrich Schwechten erbaut wurde, ist mit einem Deckenmosaik ausgestattet. Glasmosaiken und Glasmalereien finden sich außerdem in den Rathäusern von Schmargendorf, Lichtenberg und Köpenick.



Firmengebäude Puhl & Wagner in der Kieffholzstraße, um 1904

Schornsteinfragment, 1904



Sprengung des Firmensitzes trotz starker Proteste

1914 fusioniert die Firma Puhl & Wagner mit „Gottfried Heinersdorff, Kunstanstalt für Glasmalerei, Bleiverglasung und Glasmosaik“ und steigt damit in den Kreis der Branchenführer auf. Wegen künstlerischer Differenzen wird Gottfried Heinersdorff von August Wagner aus der Firma gedrängt, was diesem umso leichter gelingt, da Heinersdorff aufgrund der Nürnberger Rassengesetze zum Halbjuden erklärt wird. Seitdem werden zahlreiche Aufträge der Nationalsozialisten verwirklicht. Angefertigt werden nun auch Hakenkreuze aus Mosaik.

Die erste Auftragsarbeit nach dem 2. Weltkrieg war die Ausführung der Mosaike in der Innenkuppel im sowjetischen Ehrenmal in Treptow.

1969 wurde die Firma wegen sinkender Auftragszahlen geschlossen. Der Firmensitz selbst mit dem legendären Mosaikschornstein wurde 1972 trotz starker Proteste gesprengt. Er musste einer Verkehrsstrasse weichen. Nur ein Schonsteinfragment ist heute noch im Museum Neukölln zu besichtigen. Das Museum Neukölln ist seit 16. Mai 2010 im umgebauten Pferde- und Ochsenstall des Gutshofes Britz beheimatet.

Das Archiv der Firma Puhl & Wagner lagert mit 4000 Entwurfskartons, Fotografien und etwa 300 Meter Akten in der Architektur-Sammlung der Berlinischen Galerie. Zu den Künstlern, die für die die Firma gearbeitet haben, zählen beispielsweise Karl Schmidt-Rottluff, Ott Dix, Johan Thorn Prikker, Erich Mendelsohn und Ludwig Mies van der Rohe.

ANNETTE SCHOLL



Mosaik aus der Gedenkhalle der Gedächtniskirche

Literaturhinweise

„99 x Neukölln“. Der Kurzführer zur gleichnamigen Dauerausstellung im Museum Neukölln, herausgegeben von Udo Gößwald

„Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche. Zum Tage der silbernen Hochzeit des Kaiserpaars, dem 27. Februar 1906“, herausgegeben vom Kuratorium der Stiftung der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche

„Fasanenstraße 23, Geschichte. Spaziergänge. Literatur“, herausgegeben vom Literaturhaus Berlin

„Wände aus farbigem Glas. Das Archiv der Firma Puhl & Wagner, Gottfried Heinersdorff. Mosaik und Glasmalerei“, herausgegeben von der Berlinischen Galerie

INFORMATION

Annette Scholl ist zuständig für die die Öffentlichkeitsarbeit der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche und hat dieses Magazin aus Anlass des 125. Jubiläums der Kirche konzipiert.

GEDENKORT BREITSCHIEDPLATZ

Eine räumliche und symbolische Verankerung für die Erinnerung

Der 19. Dezember 2016 teilt das Leben vieler Menschen in ein Davor und ein Danach. Zwölf Menschen haben an diesem Tag ihr Leben verloren. Mehr als 60 Menschen wurden teils schwer verletzt. Für ihre Angehörigen hat dieser Tag traumatische Bedeutung. Auch im kollektiven Gedächtnis der Gesellschaft hat sich dieser Tag eingebrannt. Der Anschlag auf dem Weihnachtsmarkt vor der Gedächtniskirche fordert die Offenheit und Toleranz der Bevölkerung heraus. Die Wunde, die sich an diesem Tag öffnete, heilt nur langsam und bedurfte an einem so lebhaften Ort wie dem Breitscheidplatz einer dauerhaften Erinnerung – erinnern ohne zu überformen.

Der unvermittelte „Riss“, der sich durch dieses Ereignis im Alltag vieler Menschen aufgetan hat, ist das Leitmotiv für die Gestaltung des Gedenkortes. Ein Riss durch den Breitscheidplatz und die Namen der Opfer verankern die Wunde des 19. Dezember 2016 dauerhaft und sichtbar im Stadtbild.

Bruchstellen respektvoll geschlossen und hervorgehoben

Ein Gefüge zerbricht und muss nachvollziehbar wieder zu einem Ganzen vereint werden. Kintsugi¹, eine japanische Technik der Edo-Zeit, der längsten Friedenszeit in der japanischen Geschichte, stand Pate für den konzeptionellen Umgang mit dem

Ort. Kintsugi fügt als eigenes ästhetisches Prinzip Zerbrochenes wieder zusammen. Die Bruchstellen werden respektvoll in einer würdigen Materialität geschlossen und hervorgehoben. Das Gedenken ist unmittelbar mit dem Ort verbunden. Ausgangspunkt ist die Verwendung der vorgefundenen physischen Bestandteile, die den Ort bilden.

Statt eine Tafel oder Stele hinzuzufügen, geht es um die Transformation des Ortes durch reduzierte Modifikationen der Oberflächen. Es entsteht eine andere Bedeutungssphäre. Die Narbe, welche die Katastrophe hinterlassen hat, wird durch den nachvollziehbaren Vorgang des Schließens sichtbar und

erinnert an die Opfer, ohne selbst zum Monument oder Dokument zu werden.

Die Geschichte des Ortes mit der Turmruine, der neuen Gedächtniskirche – ein Meisterwerk von Egon Eiermann – und der sie umgebenden „Leere“² war eine Herausforderung und galt es bei dem Entwurf zu respektieren. Die Intervention überwindet die Diskontinuität zwischen dem Gewesenen und dem Jetzt. Sie gibt der Erinnerung eine räumliche und symbolische Verankerung und schreibt die Geschichte und die Friedensbotschaft des Ortes fort. Diese ästhetische Interpretation der Katastrophe und ihrer Erinnerung verändert den Ort kaum. Sie beeinträchtigt die „Gebrauchs-

fähigkeit“ des Ortes nicht und ist dennoch stets präsent und sichtbar.

Ein Riss verläuft von der Budapester Straße, über den Breitscheidplatz, die Stufen der Treppenanlage hoch und endet auf dem Eiermann-Pflaster vor der neuen Kirche. Der Riss verdeutlicht die Vergeblichkeit, die Tat begreifen zu wollen. Die Namen der Opfer sind beidseitig eingegossen. Sie sind für immer in diesen Ort eingeschrieben. Die Anordnung der Namen ist der Ordnung des Alphabets überlassen. Oberhalb der Namen ist in die oberste Setzstufe die Inschrift des Gedenkortes eingefügt.

Namen der Todesopfer mit dem Platz verbunden

Aus dem Nichts kommend und ins Nichts gehend verdeutlicht der Riss die Vergeblichkeit, diesen Tag begreifen zu wollen. Der Riss ist mit einer goldfarbenen Legierung gefüllt. Die Narbe und ihre Heilung sind gleichzeitig sichtbar. Je mehr Menschen über diesen Riss laufen, desto mehr wird er poliert. Je mehr man sich diesem Riss zuwendet, umso mehr bleibt er sichtbar. Je mehr Leben auf diesem Platz stattfindet, desto mehr prägt sich der Gedenkort ins kollektive Gedächtnis ein. Mit dem Riss sind auch die Namen der Todesopfer mit

dem Platz verbunden. Sie stehen für Trauer und Verlust. Sie stehen aber auch für das Weiterleben, sind sie doch in den Stufen zum Teil des Orts geworden.

Die Zentrierung des Risses und die lockere Verteilung der Namen der Opfer unterstützt das informelle Gedenken, das den Entwurf maßgeblich prägt. Nicht eine „Kranzabwurfstelle“ zu offiziellen Anlässen war das Ziel, sondern ein Ort der durch das individuelle Ablegen von Blumen, Kerzen, Steinen bei den Namen das Gedenken spüren lässt. Der Gedenkort bleibt dadurch immer als solcher erkennbar, ganz gleich, welche anderen Veranstaltungen hier stattfinden.

HG MERZ



ANMERKUNGEN

¹Kintsugi ist ein 500 Jahre altes Verfahren zur gebrauchsfähigen Wiederherstellung beschädigter Keramik- und Porzellangegenstände mit Urushi (Japanlack) und 22½-karätigem Pudergold. In den noch feuchten Lack, mit dem das Gefäß zusammengefügt wird, wird am Schluss Pudergold gestreut. Diese handwerkliche Tradition folgt der japanischen Philosophie des wabi-sabi, im Brüchigen Schönheit zu sehen. Kintsugi vereint sowohl die Trauer über das Kaputte als auch die Akzeptanz des Wandels.

²Der Begriff der Leere ist auf die permanente, bauliche Struktur bezogen, nicht auf die Events, die mit ihren fliegenden Bauten den Platz übers Jahr füllen. Die Ausprägung und Qualität dieser Plage lässt einen unwillkürlich an eine „Tempelreinigung“ denken – „Macht das Haus meines Vaters nicht zu einem Kaufhaus!“ Johannes 2,13–16

INFORMATION

HG Merz führt zusammen mit seiner Tochter Sophie Merz das Architekturbüro merz merz in Berlin. 2017 hat merz merz den Gestalterwettbewerb für den Gedenkort gewonnen und ihn zum Jahrestag des Attentats umgesetzt.